

lage schafft für sein Zukunftsglück. — Wie ein roter Faden zieht gestaltend die Idee von der göttlichen Gerechtigkeit durch das ganze Werk, beschattet das Ende des alten Schweifart, verklärt das hart erkämpfte Glück des Jost und läßt die tiefe Symbolik der Erzählung aufleuchten und ihre Gültigkeit, die weit über das Einmalige eines historischen Geschehens hinausreicht, und dieses Geschehen zum Sinnbild einer gottgewollten Weltordnung erhebt. Mit plastischer Klangfülle sind die Sätze und Worte geladen, mit zielsicheren Bildern Land und Leute gezeichnet, mit der Meisterschaft eines Dichterblickes die Vorgänge in der Natur geschaut. Elementare Kraft sprüht aus den 17 Holzschnitten, die Prof. Graf-Stuttgart als conforme Illustration eingefügt hat.

Das frauliche Gegenstück zu Gabele's Buch ist der zweiteilige Roman von: Theres Baur: „Monika Maria“ (Verlag Tyrolia, Innsbruck, 332 S. 5.00 M.). Ein hohes Lied auf die Heimat ist das Buch, das ein Segment aus Hohenzollern zeichnet, wo „vor 200 Jahren in der felsigen Wildnis zwischen Bäumen, Klüften und kargem Ackerboden das Dorf (Burladingen) lag“. „Wie die Hütten, so waren auch die Leute arm“, aber „ungeachtet der Ungunst der Lebensverhältnisse wuchs in dieser Bergeinsamkeit ein kräftiger Menschenschlag: großknöchige Männer und hüftbreite Frauen, die kein noch so schweres Schaffen über den Haufen warf. Dem flachsblonden Geschlechte sah man seinen Kampf mit Erde und Wind, Armut und Dürftigkeit nicht an. Wie Könige gingen die Männer hinter ihren hölzernen Pflugcharen und die Frauen, als ob sie unsichtbare Kronen trügen.“ — Monika Maria, die edle Bogtstochter aus dem Schwarzwald, die angetraute Gemahlin des stolzen und rauhen Schloßherrn Thede von Burladingen, der vor keiner Brutalität gegen seine Untergebenen zurückbebt, und keine Treue gegen seine Gattin kennt, bekehrt durch Opfer und entagungsvolle Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit das sündige Herz ihres Mannes, veredelt durch Erbarmen und Mitleid das Gemüt des Martin Wildschorf, der als herrenloses Kind im Walde aufgewachsen ist und entfündigt durch ihr vorbildliches Dulderleben die verirrte Seele ihrer Tochter Monika, die zwar „ihr heißes Blut vermüßte, das mächtiger war als ihr Wille, die Leidenschaft im Zügel zu halten“, die aber „noch glaubte, im Recht zu sein mit all ihren Untaten“. Im Leben schon hielt man sie für eine Heilige, nach dem Tode verehrte man sie wie einen

helfenden Schutzgeist, ja „an den Sonntagnachmittagen gingen die Anwohner in Scharen auf den Friedhof und an das Grab der Frau, die ihnen so viele Jahre ein Segen gewesen“. — Das Buch ist ein Heimatfang geworden, der wie ein Silberglöcklein klingt im Flußtal und auf den Bergeshöhen, in Busch und Wäldern und in der Enöde. Katholische Sitten und Gebräuche, symbolisiert durch das Kreuz, sind der kulturelle Untergrund, auf dem die ganze Handlung steht, die zwar gewöhnlich und alltäglich sich ansieht in ihrer Einmaligkeit, die aber grandios sich auswächst, sobald sie sich wiederholt im ernstesten Walten der gläubigen Frauen in Familien und Gemeinden. Sprache und Zeichnung von Charakter und Natur, von Licht und Schatten offenbaren ein erstaunliches Einfühlungsvermögen und eine reiche Erlebniswelt der Dichterin.

In der Sammlung „Sonnenland-Bücher für junge Mädchen“ hat M. Schenk-Freiburg (geb. in Burladingen) ein Bändchen eingestellt: „Schenk, Heimat des Herzens“ (Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck, 174 S. 3.50 M.). Die Verfasserin, bekannt vornehmlich durch die schlichten Bauerngeschichten: „Leute von der rauhen Alb“, bietet in einfachem Gewand, in flüssiger Sprache, in geradliniger Fortentwicklung ein Bild vom Leben und Streben auf dem Gutshof Riedegg, vom Lieben und Leiden der beiden Schwestern Josepha und Jakobine Hergeseldt, vom Segen und Lohn, welchen Ausdauer und Arbeitsamkeit abwirft. Ja gerade „eines hatte ihn das Schaffen auf dem Boden der Heimat gelehrt: die Liebe zu ihr; nie zuvor hatte er so stark erkannt, wie groß ihre Schönheit war, und wie sie ihn mit tausend Fäden gefesselt hielt, als in dem Augenblick, da ihr Verlust drohte.“ Heimatluft weht durch die ganze Erzählung.

Anzufügen ist noch ein Büchlein voll Licht und Sonnenschein. (Maria Bager: „Mohrle“, Verlag Gundert-Stuttgart, 62 S. mit 24 Kreidezeichnungen, 0,85 M.) Es ist für die Jugend geschrieben und zeichnet eine frohe Kinderschar, die einen Wohltätigkeitsverein, den Pfennigbund gründet, so genannt, weil das Abzeichen in einem Pfennig bestand, und mit dem Zwecke: die Freudebedürftigen zu erfreuen. Unter dem Vorsitz der guten Martha, „genannt Mohrle“, tagt der Verein und erfüllt seine Aufgaben. Viele Samenkörner unschuldiger Freude, köstlichen Humors und ernster Lebensweisheit liegen in dem schmucken Bändchen.

## Der Kutscher des Truchseß

Heimat-Erzählung von Konrad Pflumm

3

„Wart', du Spion!“ dachte Ure. Sebastiansweiler war vorbei. Hätte er hinten Augen gehabt, so hätte er bemerkt, daß sein Fahrgast merkwürdig schmerzhaftes Gesicht schnitt und seinen Leib zusammenkrümmte. Das war eine schmerzliche Grimasse, und ein Kenner hätte sofort daraus gelesen: so Grimassen schneidet nur, wem es im Magen und Gedärm nicht ganz geheuer ist.

Dem Franzosen waren die schwäbischen Mehlspeisen beim Mittagessen in Tübingen nicht gut bekommen, und er hatte das „unabweisbare Bedürfnis“, einen stillen, verschwiegenen Ort ohne Begleitung aufzusuchen.

„Eh, vous cocher!“ (Sie, Kutscher) „il muß eraus, alt, alt (halt, halt!).“

Ure hielt die Sache für noch nicht schlimm und tat, als hörte er nicht. Dadurch wurde aber das „unabweisbare Bedürfnis“ nur noch unabweisbarer und führte direkt einer „Katastrophe“ zu. Der Franzose brüllte jetzt aus Leibeskräften: „Alt, alt!“ und kroch hilflos aus der Kutsche zum Bock empor. Da hielt Ure die Zügel der Kasse an und die Kutsche stand sofort. Sein Plan war gefaßt und ein Schabernack ausgedacht. Er öffnete den Kutschenschlag. Als der Franzose dem nahen Wäldchen zueilte, schloß er wieder und schwang sich auf seinen Lenkersitz. Dann äugte er scharf nach dem Busche.

Als der Kopf seines Fahrgastes wieder über den Sträuchern erschien, und als der noch mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigt war und eben den zweiten Hosenträger über die Schulter ziehen wollte, führte Ure seinen Plan aus.

Eines der Kasse war an einer Stelle, die nur ihm bekannt war, „kizelig“. Wenn er es da mit der Reitpeitsche berührte, dann packte es auf und raste dahin, wie von einer Biesfliege gestochen.

Der Truchseß-Kutscher kizelte den Kappen. Der schnellte hinten in die Höhe und schlug aus, daß das „Wagenscheitle“ rasselte und klapperte. Dann schoß er im Galopp dahin und riß den Nebengaul mit sich. Ure schrie: „Oha! Oha! Prr!“ riß an den Zügeln und tat, als ob er ohnmächtig sei, die Kasse zu bändigen und zum Stehen zu bringen. Endlich hielt der Kutschwagen.

Als der Franzmann die Kasse so aufpacken sah, nahm er Rock und Weste klemmte sie unter den rechten Arm, mit der Linken aber hielt er den Hosenträger fest. So wollte er — welch ein ungleicher Gegner — den Wettlauf mit zwei wohlgenährten, feurigen Fürstengäulen aufnehmen. Er leuchte und trippelte auf der Landstraße dahin. Ure mußte unwillkürlich lachen — und das war sein Spaß — eine so drollige Figur machte das kleine dicke Männlein. Als es beinahe die Kutsche erreicht hatte, reizte es Ure. das Roß noch

einmal zu kitzeln. Das gleiche Spiel wiederholte sich, und wieder schnauzte der Franzose einige hundert Meter hinterher.

Auf der weiteren Fahrt sprach er kein Wort mehr. Nicht einmal über dem „Schrosen“ ob Hechingen äußerte er beim herrlichen Anblick, den man dort auf die Stadt hat, Staunen oder Bewunderung.

Der Kutscher freute sich und schmunzelte immer vor sich hin. Sein Fahrgast schnauzte noch lange, nachdem er wieder eingestiegen war und hatte doch so halbwegs gemerkt, daß das Durchbrennen der Kofse nicht ganz mit richtigen Dingen zugegangen war. Ob er nachher dem Fürsten von dem Streiche erzählte, den ihm sein Kutscher geliefert, weiß die Chronik nicht zu vermelden. Sollte er es aber getan haben, hat er sicher nicht viel Anklang gefunden und dem Kutscher eher Lob als Tadel gewonnen, denn Fürst Friedrich war selbst kein Franzosenfreund und hat nicht einmal die durch Fürstin Eugenie mit dem erbprinzlichen Haus verwandten Prinzen Louis Napoleon (später Kaiser) und Jerome (später König von Westfalen) empfangen, als sie zu Besuch in Hechingen weilten.

Die Fahrt endete auf dem Schloßplatz vor dem Portal. Ure sprang vom Bock und riß den Kutschenschlag auf. Der Franzose deutete das, als wollte der Kutscher ein Trinkgeld, wie das so üblich ist. Da richtete sich das kleine Männlein auf und mit unverhohlener Wut stieß es durch die Zähne: „Du nix Gasch (Trinkgeld), oui, ik viel marschier!“ Da lachte Ure hell auf. Was galt ihm ein Trinkgeld, er hatte sich für Floridsdorf gerächt und seinen Spaß gehabt.

Der Truchseß-Kutscher hatte oft von seiner „Hoimed“ erzählt, und die verwitwete Fürstin Maria Antonia, die zweite Gemahlin Fürst Hermanns lauschte ihm gern. Daß seine Schilderungen des Bauernhauses bei dem Kirchlein in Wessingen aber die Lust in ihr wecken würde, einmal so eine Bauernstube mit holzgetäfelter Decke, mit einem Herrgottswinkel, einem Kopsfacktle und Schußflädle, durch das das Essen aus der Küche in die Stube gereicht wurde, mit riesigem Kimmel (Schornstein), durch das man aus der Küche direkt hinauf bis in den blauen Himmel sah, mit eigenen Augen zu sehen, dachte er nicht und hatte es noch weniger beabsichtigt. Ihr kam aber nach Ures Erzählung alles so malerisch und poetisch vor, daß sie sich von all der Schönheit persönlich überzeugen wollte. Sie wollte aber nicht nur sehen, sie wollte auch kosten: von den „Heubirnen des Wagner-Andreas“ — frisch vom Baum. Sie wollte auch mal eine „Schlottermilch“ und „Kleienbrot“ essen.

Ure war es beklemmend, als seine Herrin zur Zeit, als die ersten Birnen reiften, den Wunsch äußerte, in seine „Hoimed“ zu fahren.

Während der Wagen der verwitweten Fürstin Maria Antonia und ihrer Tochter Maria Antonia, vermählte Truchseß Waldburg-Capustigall, dem Brielhof zurollte, bald in der Sonne, bald im Schatten der riesigen Pappeln längs der Straße, überlegte Ure, wie er die Erfüllung des Wunsches und Befehles seiner Herrinnen, der beiden Marien, hintertreiben könnte. Er wollte sie doch nicht in die Einfachheit seines Geburtshauses führen. Die Kofse trabten ganz langsam, doch eine Bitte aus der Kutsche: „Ure, so fahr ei doch schneller, wir kommen ja ewig nicht an,“ ließ ihn sachte die Beitsche auf den Rücken der Kofse gleiten und mit der Zunge schnalzen. Da schlugen die ein schnelleres Tempo an.

Am Brielhof fuhr er ins „Teich“ hinunter, wieder empor den „Baumsack“, über den „Riesenacker“ den „Riesenbuckel“ hinunter. Die Durchlauchtigen Damen meinten, hier gehe es noch steiler hinunter als in Hechingen die Steig. Neugierig blickten sie nach allen Seiten. Jedes Haus rechts und links der Straße schauten sie an, vermeinend, es werde Ure's Haus sein. Die Fahrt ging weiter. Ueber den Weidenbach gings im Trab, das letzte Haus kam in Sicht, es lag hinter ihnen auf der Straße rollte die Kutsche schon weiter durch die „Zaunacker“, Steinhofen zu.

„Ja, Ure,“ rief Maria Antonia, „wo fahren wir denn hier kommen ja keine Häuser mehr, wir wollen doch in ihre „Hoimed“!“

Da fragte sich Ure verlegen am Kopf: „Ha sell! So! — in in mei „Hoimed“! Dann müsse mer umkehre.“

Es ging zurück, zweimal über den Weidenbach, um die Kirche herum, gerade auf den „Heubirnenbaum“ zu. Der stand da, wo später Ures Sohn Florian ein Haus baute, gegenüber der Haupttür der Kirche. Die Kofse wurden in den Stall gebracht und die Kutsche blieb im Schatten des „Heubirnenbaums“ stehen. Die beiden Marien-Antonien betraten unter Führung des Kutschers das Haus. Dort herrschte große Aufregung. Sie sahen alles an, aber was Ure in seiner Heimatliebe und Anhänglichkeit so poetisch ausgemalt hatte, fand nicht in der gleichen Weise Beifall, wie es vorgebracht war. Auch das erwartete Wohlbehagen beim Genuß der „Schlottermilch“ und des „Kleienbrotes“ blieb aus — und fast alles blieb übrig. Die beiden hohen Damen trösteten sich und die Wagner-Andreas-Leute beim Abschied damit: „Das sei doch vielleicht etwas Gutes, sie seien es eben nicht gewohnt“.

Ure brummte etwas wie: „I hab mers glei dächt, so kumms!“ und spannte die Kofse ein.

Noch einige Jahre übte er nach diesem Ereignis sein Kutscheramt aus. Dann wurde das Haus durch den Tod seines Vaters frei und er gründete mit 33 Jahren einen eigenen Hausstand. Niemand nannte ihn von da ab Truchseß-Kutscher, sondern einfach Ure. Als sein Beruf wird im Pfarrbuch Wessingen — amtlich — Bauer — angegeben.

Ende.

## Nachflänge zum Gießflännle-Prozeß

Die Einleitung zum Gießflännleprozeß, welche die Spannung zwischen Nord und Süd, zwischen Schwaben und Preußen mit guten Beispielen belegt, hat einige Erinnerungen in mir wach gerufen, die den Beweis erbringen, daß auch heute noch das Kriegsbeil zwischen den beiden feindlichen Lagern nicht ganz begraben ist.

Allerdings: der Sturm wühlt nicht mehr in den Tiefen der Seele, sondern die Wellen käufeln sich nur noch an der Oberfläche in mehr oder weniger witzigen Bemerkungen. So hat mir ein preußischer Beamter mit überlegener Offenheit kürzlich folgende Unterhaltung mit einem Schwaben erzählt:

Der Schwabe stichelt den Norddeutschen: „Wisset se a u die Ähnlichkeit zwischet a ma Storch und a ma Preuß?“ — Natürlich, meint der Preuße, beide sind schwarz-weiß und beide haben einen großen Schnabel.

„Jo“ — fährt der Schwob fort, „und wenn se hung- rig sind, no kommet se nach a m Süda!“ —

\*

Und noch ein anderes Stücklein von einem hohenzollerischen Geistlichen, der als besonders volkstümlich gilt: (es ist mir von Herrn Willy Baur in Hechingen erst kürzlich erzählt worden).

Also: Besagter Herr hatte gegen Ende des Krieges in Hechingen zu tun gehabt und kommt auf dem Rückweg am Brielhof vorbei. Oder besser gesagt: er kam nicht vorbei, sondern tritt zu einer Herz- und Magenstärkung beim gastfreundlichen Hentsch ein.

Es gab damals nicht mehr viel zu essen in deutschen Landen, und so greift der Pfarrer tief in seinen Rockflügel und bringt, sorgfältig in Papier eingewickelt, ein schön durchwachsenes Stück Rauchfleisch hervor. — Das läßt er sich zu seinem Glase Bier gar trefflich munden.

Ein weiterer Gast tritt an den Tisch — und unser Hentsch stellt dem Pfarrer den Major so und so vor, der auf seinem